Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 27 (2020)
Heft: 296

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

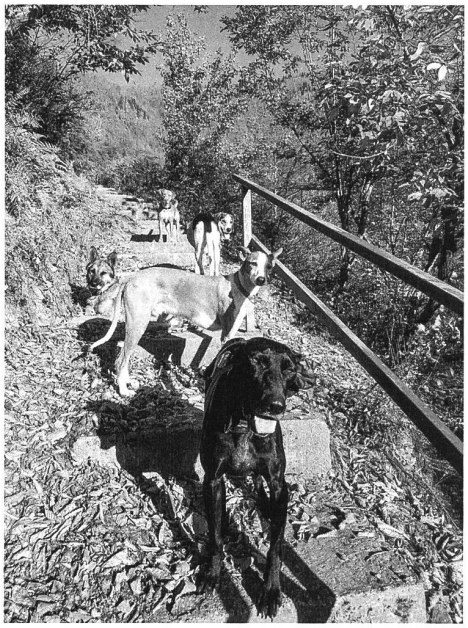
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Riesenbärenklau, Hundefänger und Hunger nach Kultur: Flaschenpost aus Georgien. Von Ruth Wili
38

Exil-Chilenen organisieren ein Solidaritätskonzert für verletzte Demonstrantinnen in der Heimat. Von Stefan Böker
40

Tablettenfuttern in der Ostschweiz: Medikamententests wurden nicht nur in Münsterlingen durchgeführt. Von Harry Rosenbaum
42

PLUTOS JAHR



«Plutos Jahr läuft, auf dass er dereinst in die Schweiz einreisen darf. Ich bin seit Mitte April abgemeldet aus der Schweiz und angemeldet hier. Hier in Keda. Der Ort hat mich behalten. In Wellen umgeben von Hunden. Meinen drei und zusätzlich wechselnden, hilfsbedürftigen. Und wir haben Georgien bereist.» So fasst Ruth Wili ihr Jahr in Georgien zusammen. Anfang 2017 war sie zu ihrer Fussreise von St.Gallen nach Georgien aufgebrochen, auf saiten.ch hatte sie regelmässig berichtet. Ihr vorerst letzter Beitrag im Dezember 2018 endete: «Ich weiss noch nicht, was weiter passiert. Wir leben hier.»

Draussen dröhnt eine Säge und zerkleinert Holz für den Winter, Nachbarn schlachten gemeinsam ein Auto aus, das nun andere organspenderisch ergänzen wird. Kinder basteln mit. Und rundherum die Hunde. Vorm Balkon liegt Nüxli, das langsam ausheilende freche Dreibein, um mich mein Trio, dazu Lassy und Motsekvave im Sonnenbad, das durchs Küchenfenster in sein Lieblingseck fällt. Nüxli ist fast fertig geheilt, darf nur noch zur Pflege rein, und das auch nur noch, bis die Amputationsnarbe ganz ausgeheilt ist. Zwei meiner Anvertrauten haben inzwischen ein Daheim in Deutschland gefunden, bei Lotti so umwerfend vom Leben eingefädelt wie seinerzeit bei Tetri.

Ganz vieles ist über die Hunde geschehen in diesem Jahr. Den Anfang machte, dass ich ein Arbeitsangebot vom Tierarzt in Batumi erhielt, welches mich seinerseits eine Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung beantragen liess und somit «Plutos Jahr» in Gang setzte. Dann kam die Entführung meiner Kleinen durch Hundefänger, was mich mit Durmishkhan verlinkte, der mir half, sie wiederzukriegen. Und der mich wiederum fragte, ob ich nicht hier in Keda arbeiten möchte, und dazu beitrug, dass ich die Aufenthaltsbewilligung erhielt. Ich dachte da, ich würde nach Batumi ziehen, primär beim Tierarzt arbeiten.

Die Wohnungssuche war spannend. Eine Stadt, in der georgische Dauermieter rausfliegen über den Sommer, weil mit Touristinnen und Touristen um Welten mehr Geld gemacht werden kann. Ich mit sechs Hunden. Und dem Wunsch, nicht bloss toleriert und nicht Touristin zu sein, sondern ein Daheim zu finden. Ein grossartiger Garten, dafür für mich ein Loch? Ein Häuschen ohne gar nichts drin? Ein Nein von Vermietern und Wuchermieten? Nach dem Admin-Marathon folgt nun der nächste? Wofür? Meinen Lebensschwerpunkt in die Stadt verlegen, um dann irgendwann bei Giorgi zu arbeiten? Ich rede mit ihm. Und wir lassen das.

Leben mit Hunden – und Hundefängern

Das Leben mit Hunden ist wunderschön – darum geht es und nicht darum, in welche Richtung ich mich beruflich entwickeln will. Wo ich mich zuständig fühle, helfe ich denen, die Unterstützung brauchen. Und ich habe das Gefühl, ich beschreite langsam meinen eigenen Weg. Nicht wegschauen, helfen. Aber auch nicht meine Grenzen aufgeben, wieder auswildern. Üben, den Frust, die Ohnmacht und, wie so oft bei mir, die Wut auszuhalten. Zu sehen, wie gerade jetzt Nüxli so gerne hier bliebe. Nur mich einbeziehend, bleibe ich beim Helfen, wo ich es für richtig halte. Die Alternative wäre gewesen: nicht helfen, als sie zwei Operationen brauchte. Wegschauen und darauf warten, dass jemand sie «erlöst». Und jetzt wäre es einfacher, sie woanders auszusetzen, damit ich ihre «Anträge» nicht täglich erleben müsste. Aus den Augen, aus meinem Sinn. Aber für sie war die Hilfe, sie ist von hier, kennt sich hier aus, hier hat sie die besten Voraussetzungen, ihr zweites Leben zu packen. Manchmal heule ich, weil es nicht aufhört. Aber eine offizielle Kastrationsrunde habe ich bei der Munizipalität finanziell bewilligt erhalten! Nun gilt es abzuwarten, dass die Säugenden abstillen.

Als meine Nachbarn die Hundefänger kommen liessen, habe ich eine Zeit gebraucht, ehe ich ohne Panik wieder spazierengehen konnte. Das war eine Horrorzeit. Inzwischen hab ich keine Angst mehr, wenn mal eins meiner Tiere alleine heimkehrt vom Spaziergang, die Nachbarn lassen sie in meine Wohnung. Und mit Nüxli haben viele mitgelitten, als sie schwer verletzt ums Haus strich, und mich hat berührt, dass sie gefragt haben, wie sie denn fressen könne, weil ich ihr einen Maulkorb überzog, damit sie sich bis zur Operation nicht selber «notoperiere». Und bei der Munizipalität und bei meinen Nachbarn ist angekommen, dass mit mir das karge Geld gezielt eingesetzt werden kann, indem wir uns für die OP auf die Weibchen fokussieren. Die Fänger nicht aus Frust zu irgendeinem Zeitpunkt und ohne lokale Ansprechperson kommen lassen, sondern möglichst zielführend.

Gerade empfinde ich mein Leben hier still in Wellen. Mehr und weniger und wieder mehr Hunde. Meist sind damit fünf Stunden des Tages vergeben. Dann schreiben oder nicht schreiben – im Reinen sein damit, dass

Kaukasus-Landschaft, Riesen-Bärenklau und Ruth Wili unterwegs mit ihren Hunden bei Keda.

heute ein Admin- oder Tierarzttag ist. Mehr und weniger und wieder mehr Nähe. Freundschaften pflegen.

Anfang November hatte ich eine Phase der Abstossung. Da lief *Da chven vizekvet* – «And then we danced» –, ein «Schwulenfilm», der im Georgischen Nationalballett spielt. Die Nachrichten waren voll davon, aber weniger mit Informationen über den Film als vielmehr Stunden und Stunden in Wiederholungsschleife mit orthodoxen Geistlichen, die ihn verurteilten. Sodom und Gomorrha waren nicht zu schade, bemüht zu werden. Was diese Bibel alles weiss. Und diese schwarzgekleideten Männer, flankiert von Rechtschaffenen, die mitschuldig dafür waren, dass die Polizei die Vorstellungen im Kino schützen musste. Da habe ich mich fremd gefühlt. Und ist etwas aufgebrochen in mir. Sehnsucht, ja Hunger nach Kultur, wie sie mich nährt. Danach, nicht aufzufallen. Stinknormal zu sein. Danach, dass nichts dabei ist, sich so einen Film anzuschauen und über ihn zu diskutieren, ohne durch ein Tabuvakuum zu gehen. Nicht, ihn verurteilt zu kriegen. Sehnsucht nach Stadt, Tiflis vielleicht, nach dem St.Galler Kinok allemal!

Eintauchen in den Kaukasus

Als ich es schaffte, mal «nur» meine drei Hunde zu haben, habe ich ein Auto gemietet für einen Monat und habe uns dieses Land erkunden lassen. Das war nach dem langen (An-)Gebundensein hier überwältigend! Endlich haben wir den grossen Kaukasus erlebt, Pluto hat mich wohl das Bild seines Lebens schiessen lassen, so eine Wonne war dieses Inhalieren des Landes. Als Touristin nun. Daran war etwas komisch, ich mag es nicht, dieses oberflächliche Durchsausen, so zumindest fühlte es sich an, im Gegensatz zum Unterwegssein zu Fuss, als ich mich als Gästin hier fühlte, als Reisende. Zugleich hat das Auto uns erlaubt, tief in die Natur einzutauchen und darin «verlorenzugehen», da wir uns ohne Gedanken an Futter, Shelter, Wasser einfach in unserem Kistchen einrollen und schlafen konnten, wo es am allerschönsten war.

Dieses Land ist so winzig, und es hat schier alles, was die Natur an Fülle anbietet. Wir haben Menschen besucht, haben auf einem Kuhfriedhof gespielt, das war wie in den Wilden Westen geworfen zu werden. Wir haben endlich den Riesenbärenklau gesehen, eins meiner «musts» in Georgien, haben Gletscher erwandert, wunderbare Menschen kennengelernt, ein Kloster in der Wüste an der Grenze zu Aserbaidschan besucht. Ich habe echte Wildnis für uns entdeckt, ein Gefühl von Wucht der Natur ähnlich dem in den Alpen bei ungutem Wetterwechsel, nur dass es hier nicht die Dimension von Gefahr hatte, bloss die Kraft des Eindrucks. Wir haben die dünnstbesiedelte Region erlebt, wo die Ortschaften im Grün verlorengehen.

Und dann haben wir Motsekvave eingeladen, der jenseits von Gut und Böse am Strassenrand wankte. Ich konnte nicht vorbei an ihm. Und aus der erkundungssüchtigen Touristin wurde wieder Ruth, involviert. Und es war eine tiefe Freude, zu spüren, dass ich nicht für ihn unser beglückendes Reisen beschleunigte oder gar abbrach, sondern ab Minute eins den Kompass ausrichtete und die Spur fand, ihn einzuladen, das Leben mit uns geniessen zu lernen. Er müsse es packen, bis wir in Batumi seien, für alles andere sei gesorgt. Ich kam atemlos daheim in Keda wieder an, es war herausfordernd, dieses wackelige, nach Aufgabe riechende Wesen mit dabei zu haben. Ich wollte platzen vor Dankbarkeit und Stolz auf meine Drei, dass wir das geschafft haben! Auf so winzigem Raum wie diesem Auto, wo kein einander Ausweichen möglich war.

Und seither schreibe ich intensiv (weiter), fange die Erinnerungen dieses letzten Jahres hier ein. Turne weiter durch die Administration, besuche mir liebe Menschen. Und tanke Spaziergang für Spaziergang die Fülle, die mich mit so einem Rudel umgibt. Das ist etwas, was mir einzigartig kostbar erscheint hier. So eine Fülle ist in der Schweiz gar nicht erlaubt. Ich erlebe Georgien als nach oben und unten grenzenlos. Dinge können sich hinziehen, bis sie dir zerfitzelt in den Kapillaren krepieren wollen. Ich habe es erlebt beim Beantragen meiner Arbeits- und Aufenthaltsbewilligung. Dann flutet mich ein abstruses, administratives Heimweh. Und zugleich ist es ein Land, das eine Freiheit erlaubt, der die durchreglementierte Schweiz den Kopf abhaut.

Ruth Wili, 1981, war bis Ende 2016 als Inspizientin am Theater St.Gallen tätig. Anfang 2017 ist sie aufgebrochen zu einer Fussreise von St.Gallen ans Schwarze Meer. Mit dabei: ihr Hund Homer – sowie Pluto, in Bulgarien zugelaufen, und später in Georgien Mimi und Tetri, die Hunde Nummer drei und vier. Auf saiten.ch hat Ruth Wili seit 2017/18 von ihrem Weg und den Erfahrungen im Sehnsuchtsland Georgien berichtet.

VEREINT IN SORGE UND HOFFNUNG

Die Proteste in Chile ebben nicht ab: Seit Oktober kämpfen die Menschen gegen die korrupte Regierung und für soziale Gerechtigkeit. Exil-Chilenen aus Konstanz und Kreuzlingen zeigen ihre Solidarität und organisieren ein Konzert für verletzte Demonstrantinnen und Demonstranten.
Text und Bild: Stefan Böker

Ein Treffen der «Chilenxs en el Bodensee» in Konstanz.

Als Veronica Troncoso eine der Sprachnachrichten abspielt, fliessen beinahe Tränen. «Gustavo nos escucha», Gustavo kann uns hören, lautet der Titel der Homepage, die sie den anderen gerade zeigt. Menschen können dort Geburtstagswünsche per Sprachnachricht für Gustavo Gattica hinterlassen, erklärt sie den Hintergrund des Projektes. «Er ist vollständig erblindet, nachdem er von Polizeikugeln getroffen wurde» – eines von vielen Beispielen, wie in Chile den Opfern staatlicher Gewalt gedacht wird.

Unbeteiligte werden verletzt

In den Räumlichkeiten des Konstanzer Sprachendiensts treffen sich die Mitglieder der Gruppe «Chilenxs en el Bodensee» mindestens alle zwei Wochen. Troncoso lebt seit zweieinhalb Jahren in Konstanz. Sie hält Vorlesungen an der Universität Konstanz über Chile während der Zeit der Diktatur.

Troncoso berichtet von Fabiola Campillay, einer Mutter, die auf dem Weg zur Arbeit von Tränengas getroffen wurde und ebenfalls erblindet ist. «Die Carabineros schiessen mit Schrotflinten absichtlich auf die Augen, sogar Unbeteiligte werden verletzt. Ich habe Angst um meinen Sohn, er hat sich den Protesten angeschlossen», sagt sie. Auch die anderen in der Gruppe haben Freunde und Verwandte in Chile. «Ich mache mir grosse Sorgen, ich kann nachts nicht mehr schlafen», bestätigt Fernanda Barrientos, die ebenfalls an der Uni Konstanz arbeitet.

Seit dem 18. Oktober wird in Chile fast täglich protestiert. Der ursprüngliche Grund war eine Preiserhöhung der Fahrkarten für

den Nahverkehr, aber das war nur der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Die soziale Bewegung breitete sich schnell über das ganze Land aus.

Kritisiert werden die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich, das ungerechte Bildungs-, Renten- und Gesundheitssystem, hohe Wohnungspreise und korrupte Politiker – alles Folgen des neoliberalen Gesellschaftssystems nach der Zerschlagung von Pinochets Diktatur. In Chile ist sogar die Wasserversorgung privatisiert.

«Ich habe Angst um mein Leben gehabt»

Vor allem Ältere zeigen sich entsetzt über die heftigen Zusammenstösse. Wie ist es möglich, nach solchen Geschehnissen wieder friedlich zusammenzuleben, fragen sie sich. «Ich habe Tränengas abbekommen, es war wie im Krieg», sagt Álvaro Peña. Der bekannte Musiker flüchtete in den 80er-Jahren vor der Militärdiktatur und lebt schon viele Jahre in Konstanz.

Im Oktober und November war Peña in Santiago de Chile, um Konzerte zu spielen und seine neue, in Kreuzlingen aufgenommene Platte vorzustellen. Doch die Termine mussten abgesagt werden. Er habe sich in seinem Hotel im Stadtteil San Isidor im wahrsten Sinne des Wortes verschanzt. «Es war gefährlich, nur schon das Gebäude zu verlassen», sagt er. «Einige hundert Meter weiter wurden Häuser angezündet, ein Supermarkt geplündert. Ich habe Angst um mein Leben gehabt.» Peña verliess das Land wie damals: als Flüchtling.

Es hat sich eine Menge Wut angestaut, räumen die Gruppenmitglieder ein, Ausschreitungen liessen sich darum kaum vermeiden. «Aber die Gewalttätigen bilden nur einen kleinen Prozentsatz. Die Sozialproteste sind mehrheitlich friedlich und werden von einer überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung getragen», so die einhellige Meinung.

Was in Chile falsch läuft, haben sie zum Teil selber erfahren: «Ich musste drei Jobs gleichzeitig haben, um über die Runden zu kommen», berichtet die Lehrerin Nina Klösel. Sie wanderte darum nach Konstanz aus und bringt die Forderungen der Demonstranten auf eine einfache Formel: «Sie kämpfen für das Recht zu leben und glücklich zu sein.»

Die TV-Berichterstattung lege den Fokus allerdings auf die Sachbeschädigung und Plünderungen, was die Regierung als Anlass nehme, mit aller Härte gegen die Demonstrationen vorzugehen. «Präsident Piñera will die Proteste auf diese Weise delegitimieren», erklärt Ulrike Capdepon. «Dazu benutzt er Kriegsrhetorik und imaginiert einen grossen, gemeinsamen Feind, den es zu bekämpfen gilt.»

Musiker Álvaro Peña in Konstanz.

Die traurigen Auswirkungen dieser Taktik: Seit Oktober gab es 22 Tote, über 2000 Verletzte, mehr als 7000 Verhaftungen. Laut Amnesty International erlitten über 270 Menschen Augenverletzung durch Geschosse der Polizei, mehrere Personen erblindeten (Stand: Ende November). Human Rights Watch dokumentierte, wie Polizisten systematisch Menschenrechte verletzten, etwa Frauen und Kinder zwangen, sich nackt auszuziehen. Auch Vergewaltigungen werden der Polizei und dem Militär vorgeworfen.

Präsident Piñera räumte unterdessen ein, dass es Polizeigewalt gegeben habe, und kündigte an, Gummigeschosse zu verbieten. Geändert habe sich dadurch aber fast nichts: «Wer das Haus verlässt, lebt gefährlich», beschreibt die junge Hebamme Gloria Espinoza die nach wie vor chaotische Situation in Chile.

Choreografie gegen Vergewaltigungen

Coco Cespedes aus Kreuzlingen gehört zu den Gründerinnen der Gruppe. «Es ist wichtig, dass wir Einheit demonstrieren, wenn die ganze Welt auf unser Land schaut», sagt sie. Als Beispiel für eindrückliche, friedliche Proteste nennt sie die Choreografie von Las Tesis, einer Gruppe von Frauen aus Valparaíso, die sexualisierte Gewalt mit einer Performance anprangert.

Die Choreografie fand in Grossstädten wie Berlin oder Madrid Nachahmer und erregte grosse Aufmerksamkeit. «El Violador eres tú», der Vergewaltiger bist du, riefen Tausende Frauen an Piñera gerichtet. «Darum gehen wir auch hier auf die Strasse», sagt Cespedes, die auch im grenzübergreifenden Aktionsbündnis Ciclo aktiv ist, welches die «Chilenxs en el Bodensee» unterstützt. Bisher haben sie im Konstanzer Stadtgarten und auf dem Münsterplatz Kundgebungen organisiert. Weitere sollen folgen.

Cespedes setzt ihre Hoffnung in die von Piñera angekündigten Reformen. Die Bevölkerung soll zudem mehr Mitsprache erhalten und im April über eine neue Verfassung entscheiden. Die Volksabstimmung soll auch festlegen, wie sich das die Verfassung ausarbeitende Gremium zusammensetzt. «Wir haben das Vertrauen in die Politiker verloren», sagt die Spanischlehrerin und plädiert darum für eine vollständig aus dem Volk kommende Verfassungsversammlung.

Die Vereinigung «Unidad Social» sammelte im Vorfeld Inputs von verschiedenen Gruppen in Chile und im Ausland. Über 155 sogenannte Cabildos wurden mittlerweile durch sie angehört. Auch die «Chilenen vom Bodensee» folgten dem Aufruf der «Sozialen Einheit» und äusserten sich, sagt Gründungsmitglied Andrés Urquiza. «Unter anderem verlangen wir einen neuen Sozialpakt und fordern die Regierung auf, mit der Protestbewegung in Dialog zu treten, statt die Demonstrationen zu zerschlagen.» Der Architekt aus Konstanz kämpfte schon als Student gegen Pinochet. Die Bilder von den Protesten haben bei ihm schlimme Erinnerungen an damals geweckt.

An ein baldiges Ende der Proteste glauben die «Chilenen vom Bodensee» nicht. Sie planen weitere Aktionen, um die Menschen in ihrem Heimatland zu unterstützen – beispielsweise Musik für Chile, ein Anlass, den Juan Veas aus Kreuzlingen auf die Beine gestellt hat.

Als Musiker hat er gute Kontakte in der Szene. «Mit den Einnahmen wollen wir den verletzten Demonstranten helfen, speziell den Menschen, deren Augen verletzt wurden. Mittlerweile ist die Zahl auf 352 gestiegen», erklärt er. Verbandsmaterial, Atemschutzmasken, Schutzbrillen und Medikamente würden gebraucht.

Die Mitglieder der Gruppe haben bereits Geld gesammelt für Ärzte oder Krankenschwestern, die als freiwillige Nothelferinnen und Nothelfer auf den Strassen tätig sind. Veronica Troncoso wird noch im Dezember nach Chile reisen und vor Ort schauen, wo das Geld tatsächlich gebraucht wird. «In Chile findet gerade eine Revolution statt und wir müssen diese unterstützen», fasst Veas die Meinung aller abschliessend zusammen.

Am 18. Januar findet ein Solidaritäts-Konzert für Chile im Kreuzlinger Kult-X statt. Gestartet wird um 15.30 Uhr mit einem lateinamerikanischen Nachmittag. Son Trés und Raul Ficá machen Musik, Carmen Ramos zeigt mit ihrer Tanzgruppe eine Flamenco-Aufführung. Ab 20 Uhr beginnt das Rock-Konzert mit Auftritten von Parachute aus Konstanz, dem chilenischen Musiker Álvaro Peña und seiner Kreuzlinger Band sowie der Berliner 60ies-Gruppe The Recalls. Alle Einnahmen gehen an Menschen, die bei den Demonstrationen verletzt wurden.

Die «Chilenxs en el Bodensee» haben eine Facebookgruppe gegründet. Wer die Bewegung in Chile finanziell unterstützen möchte, kann sich an Juan Veas wenden: juan.veas@gmail.com.

«DIE TABLETTENFUTTEREI DEN GANZEN TAG ÜBER»

Die während Jahrzehnten in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen durchgeführten Medikamententests haben bisher wenig Reaktionen ausgelöst, obwohl im September 2019 über die Menschenversuche ein Buch veröffentlicht worden ist. Gleiches und Ähnliches wie in Münsterlingen gab es auch in anderen Ostschweizer Kliniken, wie unsere Recherche zeigt. Eines der Opfer, die Rheintalerin L. (1937–2002), erhält nun ihre Geschichte zurück.
Text: Harry Rosenbaum

Ein Korridor der Abteilung C. in Münsterlingen, 1980. (Bild: Staatsarchiv Thurgau)

«Möchte Ihnen nur mitteilen, dass ich mir erlaubt habe, 2 Stunden aufzustehen. Warum Sie wieder Spritzen verordneten, ist mir nicht klar, da ich die roten Geigy-Tabletten geschluckt habe. Es hat keinen Zweck, mich durch Spritzen noch mehr müde zu machen, als ich es ohnehin schon bin.»

So schreibt L. im Oktober 1957 an Dr. Kuhn. Der frühere Direktor und Chefarzt der seinerzeitigen Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen, Roland Kuhn (1912–2005), führte für Ciba, Geigy, Sandoz und Wander zwischen 1940 und 1980 an über 3000 Patientinnen und Patienten klinische Versuche mit noch nicht zugelassenen Medikamenten durch. Wie viele Menschen dabei gesundheitliche Schäden erlitten haben oder in der Folge starben, ist nicht bekannt. Gewissheit besteht aber über den Nebenverdienst des hochangesehenen Psychiaters, den er mit den Tests erzielte: über eine Million Franken.

Noch Hunderte von Opfern der Medikamentenversuche am Leben

Die Thurgauer Regierung liess den Skandal durch eine Historikerkommission untersuchen. Der Bericht ist im September in Buchform unter dem Titel *Testfall Münsterlingen* erschienen. Die Historikerin Marietta Meier, die die wissenschaftliche Untersuchung der Medikamententests geleitet hat, sagt: «Von den betroffenen Patientinnen und Patienten oder ihren Angehörigen haben sich bei uns erst wenige gemeldet. In den Medien jedoch hat die Publikation des Buches ein grosses Echo gefunden. Auch die Pharmaindustrie hat die Öffnung ihrer Archive für künftige Forschungen zugesagt.»

Der Chronos Verlag, der das Buch herausgegeben hat, plant eine zweite Auflage. Verlagsleiter Hans-Rudolf Wiedmer: «Die erste Auflage umfasste 1000 Exemplare. Die Bücher gehen uns langsam aus. Wir werden deshalb nochmals 500 Exemplare drucken. Für ein Sachbuch ist das am Schweizer Markt ein schöner Erfolg.»

Der Thurgauer Staatsarchivar André Salathé hatte dafür gesorgt, dass der umfangreiche Nachlass von Roland und Verena Kuhn nach Frauenfeld kam und dass die finanziellen Mittel für das historische Forschungsprojekt zur Verfügung gestellt wurden. Sein Resümee: «Die Qualität des Buchs wurde grossmehrheitlich anerkannt. Natürlich gab es auch einzelne Kritiken: etwa, dass die Verantwortlichkeit der pharmazeutischen Industrie und der staatlichen Behörden unterbelichtet geblieben sind.» Aber auch beim Staatsarchiv sind bisher die Reaktionen von Betroffenen eher bescheiden. Von Patienten und ihren Angehörigen sind erst ein paar Gesuche um Einsichtnahme in die Krankenakten eingegangen. Zudem fanden vereinzelte Gespräche statt. Ebenso gab es Korrespondenzen mit Leserinnen und Lesern.

Wie steht es um die Gesundheit von Patientinnen und Patienten, die in die klinischen Versuche einbezogen worden sind? Mit Bestimmtheit seien noch Hunderte von Menschen, denen Testpräparate verabreicht worden seien, am Leben, sagt der Staatsarchivar. Ob sie sich betroffen fühlten oder nicht, das wisse er nur von einzelnen Personen. Und was allfällige gesundheitliche Schäden anbelange, da könne er als Historiker keine Aussage machen, weil er dafür nicht der Fachmann sei.

Die Aufarbeitung der Medikamententests hat den Kanton Thurgau bis jetzt rund eine Million Franken gekostet. Ist dieser Aufwand durch die Ergebnisse der Forschungsarbeit gerechtfertigt? «Ja, der Aufwand hat sich meines Erachtens gelohnt», meint Salathé. «Der Kanton Thurgau hatte mit den Vorwürfen, die seit 2011 in den Medien erhoben wurden, ein politisches Problem. Er hat sich dem Problem gestellt und die Vorgänge in Münsterlingen wissenschaftlich untersuchen lassen und die Resultate veröffentlicht. Das wird weitherum anerkannt.» Die vielen Quellen zu studieren, sei aufwendig gewesen. Forschung könne man aber nicht gratis haben.

Ist die Psychiatrie heute durch die eidgenössische und kantonale Gesetzgebung, die Ethikkommission und die Patientenschutzorganisationen genügend unter Kontrolle, um künftige Auswüchse zu verhindern? «Ich denke ja», sagt der Staatsarchivar. «Die Gesellschaft hat mittlerweile schon ein paar

Dinge aus den Vorgängen, wie sie in Münsterlingen stattfanden, gelernt. So frei zu handeln, wie es sich seinerzeit Roland Kuhn habe erlauben können, würde sich ein heutiger Medikamententester nicht mehr trauen.»

Die gebrochene Frau – Der Fall L.

Die Journalistin Claudia Hutter (50) aus Gais hat den Menschenversuchen in der Psychiatrie ein Gesicht gegeben. Drei Jahre lang recherchierte sie die Geschichte ihrer Tante L. und hat einen autobiografischen Roman geschrieben, der noch nicht verlegt worden ist.

1957, mit 20 Jahren kommt L. ein erstes Mal in die Thurgauische Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen, in die sie noch weitere acht Male eingewiesen wird. Insgesamt verbringt die Tante über vier Jahre in der Anstalt. Schon von Anfang an werden ihr die Medikamente unter Gewalteinwirkung verabreicht. Wie grauenvoll das war, zeigt der eingangs zitierte Brief der Tante, den sie wahrscheinlich an Roland Kuhn geschrieben hatte. Darin beklagt sie sich über die dauernden Spritzen, die sie stark ermüdeten. «Ich bin der Meinung, dass es mir sofort wieder besser ginge, wenn die Müdigkeit, das Zittern und die Ungeschicklichkeit von Händen und Füssen aufhören würde und ich die Hände wieder gebrauchen könnte, wie früher. Ohne die Tablettenfutterei den ganzen Tag über. Wenn es doch sein muss, dann lieber Tabletten als Spritzen», schreibt die damals 20-Jährige. Sie bleibt weiterhin im Versuchs-Programm, das mit den klinischen Studien von Kuhn gekoppelt war.

Vor der Einweisung in die Heil- und Pflegeanstalt war L. wegen halbseitiger Kopfschmerzen und Menstruationsstörungen ins Spital Münsterlingen eingewiesen worden. Anorexie und andere psychosomatischen Leiden kamen später dazu. Über die Formalitäten, wie und warum es zur Überweisung in die Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen kam, fand die Autorin keine Unterlagen. Die Diagnose für L. «auf der Seeseite» lautete von Beginn weg auf «multiple Schizophrenie». L. stand als Pflegekind, das früh den leiblichen Vater im St. Galler Rheintal und später auch den Pflegevater in Steckborn verloren hatte, unter Beistandschaft. Das blieb so auch nach der Entlassung aus der Psychiatrie. Die Amtsvormundschaft Arbon versuchte während Jahren, ihre Klientin unter Vormundschaft zu stellen. Diese wehrte sich jedoch vehement dagegen. Sie war lediglich mit einer Beistandschaft einverstanden. «Ich bin doch keine Idiotin», habe sie der Amtsvormundschaft zu Protokoll gegeben, erinnert sich Claudia Hutter. Erst kurz vor ihrem Tod, im Jahr 2002, entschied das Bezirksgericht Arbon, dass L. nicht unter Vormundschaft gestellt werden dürfe, weil die Amtsvormundschaft damit bezwecke, die Frau «gefügig» zu machen.

«Diese Frau war ein kämpferischer und intelligenter Mensch», sagt Claudia Hutter. «Als ich ein Kind war, wirkte sie auf mich wohltuend anders. Sie besuchte gelegentlich ihre Geschwister in unserem Dorf. Es kam dabei oft zu Spannungen. L. passte irgendwie nicht in das katholisch-dörflich geprägte Milieu. Sie war anders als ihre Schwestern. Sie ist mir als eine kleine, hagere Frau in Erinnerung, an der die Kleider nur so runterhingen. Sie rauchte wie ein Schlot, für eine katholische Hausfrau vom Land – wie es zum Beispiel meine Mutter war – undenkbar. Über ihr wahres Schicksal wurde in der Familie kaum gesprochen. L. wurde als ein armer Tropf betrachtet. Man war erleichtert, wenn sie wieder abreiste. Schuld, Scham und ein unerklärliches Tabu hingen in der Luft. Und irgendwie scheint das auch heute noch der Fall zu sein.»

Claudia Hutter ist der Meinung, dass ihre Tante unter einer Mehrfachtraumatisierung gelitten hat. Als ihr Vater 1937 an einer Lungenentzündung starb, musste sie die Mutter als jüngstes von fünf Kindern – mit drei Monaten – nach Steckborn in Pflege zu entfernten Verwandten geben. Mit neun Jahren – nach Ende des Zweiten Weltkriegs – holte sie die Mutter wieder ins Rheintal zurück. Sie hatte ein zweites Mal geheiratet. L. verbrachte die obligatorische Schulzeit im Rheintaler Dorf und ging danach auf eigenen Wunsch hin wieder zur Pflegefamilie in Steckborn. Kurz darauf starb der Pflegevater, der für die Tante eine wichtige Bezugsperson war und den sie auch Papa nannte. Dies schien eine Krise in ihrem Leben ausgelöst zu haben.

Die Nichte wollte das Schicksal der Tante mit dem Stoff ihres eigenen Lebens verbinden und begann zu recherchieren. «Ich stiess zunächst auf verschlossene Türen, insbesondere im Zusammenhang mit der Gemeinde Arbon. Jedoch blieb ich hartnäckig, erhielt vorerst bruchstückhaft Informationen zum Leben von L., schliesslich stellte ich beim zuständigen Regierungsrat einen Antrag um Einsicht in die gesamte Krankenakte aus Münsterlingen. Der Antrag wurde gutgeheissen, die umfassende Akte wurde mir in Münsterlingen und später im Staatsarchiv Frauenfeld zum Studium freigegeben. Ich war schockiert, wie man damals mit dieser Frau umging. Sie war eine Kämpferin, galt als widerspenstige und kostspielige Patientin für die Klinik, war jedoch gleichzeitig körperlich geschwächt und wurde schliesslich durch die gewaltsamen Behandlungen über viele Monate hinweg gänzlich gebrochen. Mir scheint, sie blieb ihr Leben lang in einer Ohnmachts-Schlaufe hängen. Die Traumata aus Kindheit und Jugend und ihre Erlebnisse unter Kuhn in der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen wurden nie adäquat aufgearbeitet. Schliesslich fehlten ja auch viele Informationen, die erst heute durch Einsicht in die Psychiatrie-Akte in ihrem schauerlichen Ausmass ersichtlich werden.»

Es scheint der Nichte rückblickend, dass sich ihre Tante nur von Bouillon ohne Beilagen, viel schwarzem Kaffee und Pillen ernährt habe. «Ich habe sie bei uns zu Hause nie etwas anderes essen oder trinken sehen.» Und geistig dürfte sie sich aus Büchern genährt haben, meint die Nichte weiter. «Es war ihr wichtig, stets in der Nähe einer Bibliothek zu wohnen.»

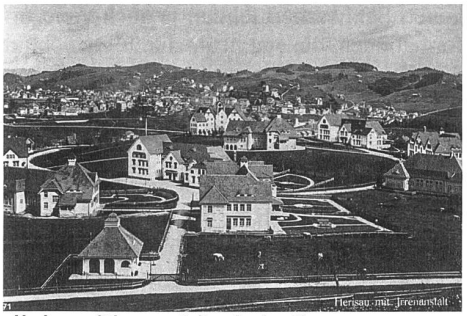
L. wohnte in der Gemeinde Arbon bis fast an ihr Lebensende. Nach dem «kleinen Sieg» vor Bezirksgericht Arbon gegen die Amtsvormundschaft sei die Behörde auch von der Beistandschaft zurückgetreten. Dies dürfte die Frau zusätzlich verunsichert haben, sagt die Nichte. Sie beabsichtigte, Arbon zu verlassen und sich in Schwellbrunn im Kanton Appenzell Ausserrhoden niederzulassen. Soweit kam es jedoch nicht mehr. Sie verstarb im Jahr 2002 nach einigen Wochen Aufenthalt in einer Pension in Schwellbrunn im Alter von 65 Jahren.

St.Gallen plant externe Studie über Psychopharmaka-Versuche

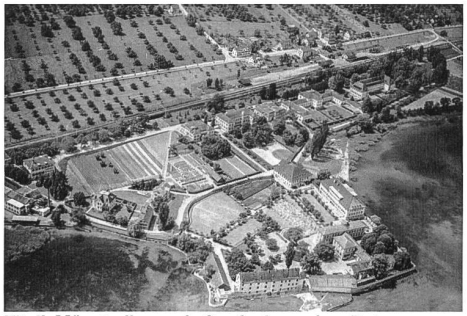
Auch in den psychiatrischen Einrichtungen des Kantons St.Gallen gab es Menschenversuche. Donat Ledergerber, Generalsekretär im Gesundheitsdepartement, fasst zusammen: «Die schweizweit zu diesem Thema erfolgten Untersuchungen haben gezeigt, dass im Zeitraum zwischen 1950 und 1980 in allen grösseren Deutschschweizer Kantonen Medikamentenversuche im klinischen Umfeld durchgeführt wurden. Das Gesundheitsdepartement ist derzeit daran, einen Projektauftrag für eine externe Studie über zahlreiche Fragestellungen rund um Psychopharmaka-Versuche in St.Galler Einrichtungen in der Periode zwischen 1950 und 1980 zu erarbeiten. Die Psychiatrieverbunde ihrerseits haben bereits erste diesbezügliche Vorabklärungen unternommen. Im Gegensatz zum Kanton Thurgau ist aus heutiger Sicht jedoch nicht mit einer ähnlich umfangreichen Aktenlage zu rechnen.»

Im St.Galler Kantonsparlament ist im Februar 2018 das Thema Medikamententests aufgegriffen und eine Aufarbeitung gefordert worden. Die Regierung war der Ansicht, dass eine Aufarbeitung der bereits bekannten Medikamententests keine neuen Erkenntnisse bringen würde. Es ging damals um klinische Versuche, die vor allem in der Psychiatrischen Klinik Wil durchgeführt worden waren. Hat die Regierung inzwischen ihre Meinung geändert?

«In der Antwort auf die Interpellation Hartmann-Flawil im Februar 2018 hat die Regierung gesagt, dass sie es als wichtig er-



«Herisau mit Irrenanstalt», das heutige Psychiatrische Zentrum PZA, ohne Datum. (Bild: Kantonsbibliothek AR)



Klinik Münsterlingen, Luftaufnahme ohne Datum. (Bild: Staatsarchiv des Kantons Thurgau)

Das Haus in Schwellbrunn, wo L. ihre letzten Wochen verbrachte. (Bild: Claudia Hutter)

achtet, dass die Vorgehensweisen staatlicher Institutionen aufgearbeitet werden, wenn der Verdacht besteht, dass diese die Integrität von Menschen, die sich in einer schwierigen Lage befanden, verletzt haben», sagt Ledergerber. Das Gesundheitsdepartement habe dem Verwaltungsrat der Psychiatrieverbunde Ende 2017 den Auftrag erteilt, in einer Kurzanalyse zu bewerten, in welchem Ausmass Medikamentenversuche in den Psychiatrischen Kliniken des Kantons St.Gallen durchgeführt worden seien. «Der Auftrag wurde an die Historikerin Marietta Meier, die auch die Forschungen in Münsterlingen leitete, übertragen. Die Regierung hat angekündigt, dass sie die Abklärung an die Hand nehmen möchte, sobald diese Ersteinschätzung vorliegt.»

In der November-Session hat der Kantonsrat unter dem Titel «Medikamententests» via Budget einen Betrag von 75 000 Franken bewilligt. «Das Geld wird für das nun initiierte Projekt verwendet», sagt Ledergerber. Gibt es Kenntnis darüber, ob Akten über klinische Versuche mit Patienten in Wil oder in anderen Kliniken der St.Galler Psychiatrie vorhanden sind und wo sie aufbewahrt werden? «Aus einem ersten Rechercheauftrag der beiden Psychiatrieverbunde geht hervor, dass in beiden Kliniken des Kantons, in Wil und St.Pirminsberg Pfäfers, Medikamentenstudien durchgeführt wurden», sagt der Generalsekretär. «In diesem Rahmen besteht die Möglichkeit, dass die Integrität von Menschen verletzt wurde. Ob und wo entsprechende Akten aufbewahrt werden, wird Gegenstand des Projekts sein.»

Ausserrhoder Heil- und Pflegeanstalt wollte Antidepressivum auf breiter Basis testen

Auch in Appenzell Ausserrhoden gab es in der Psychiatrie Medikamententests. Dokumentieren lässt sich aber nur eine einzige Testreihe, von der 16 Patientinnen und Patienten in der Ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt in Herisau 1957 betroffen waren. In den Medien ist der Tod eines Patienten damit in Verbindung gebracht worden.

Zu den Medikamentenversuchen gelangten im Sommer 2016 zwei Dokumente an die Öffentlichkeit. Sie belegten, dass das Präparat «G 22355» getestet worden war, welches im Jahr 1958 unter dem Handelsnamen Tofranil als Antidepressivum auf den Markt kam und bis 2017 erhältlich blieb. Dieses Medikament ist auch in Münsterlingen unter der Bezeichnung «Geigy Rot» getestet worden.

Die Patientinnen und Patienten, an denen die Tests durchgeführt wurden, sind zwecks Anonymisierung nicht mit Namen, sondern nur mit fortlaufenden Nummern bezeichnet und in zwei Gruppen unterteilt worden. Der ersten Gruppe wurden Injektionen verabreicht, der zweiten Tabletten. Diese Versuche würden heutigen Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit nicht mehr genügen. Ein leitender Arzt schrieb am 21. Mai 1957 an die Herstellerfirma Geigy: «Wir können selbstverständlich bei der nur wenige Tage dauernden Applikation noch nichts aussagen, doch erscheinen uns die bisherigen Beobachtungen so ermutigend, dass wir sehr gern das Präparat auf etwas breiterer Basis ausprobieren möchten.»

In einer Medienmitteilung schrieb der Ausserrhoder Regierungsrat im November 2018: «Um sich ein Bild der Ereignisse machen zu können, braucht es Forschungsdokumentationen, wie sie beispielsweise für Münsterlingen im Nachlass von Prof. Dr. Roland Kuhn vorhanden sind. Bisher fehlen zum einen sowohl entsprechende Direktions- und Forschungsakten der Appenzell Ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt und zum anderen Akten wie beispielsweise Forschungsprotokolle, die möglicherweise im Geigy-Archiv zu finden wären. Erst nach Abschluss der Münsterlinger Studie im Laufe des Jahres 2019 wird das heutige Novartis-Archiv weitere Anfragen zur Akteneinsicht im Geigy-Archiv prüfen. Damit bleiben die erwähnten Schreiben der einzige Hinweis auf die Testreihe mit G 22355 in der Appenzell Ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt.»
Der Tod eines Psychiatrie-Patienten im Jahr 1957 habe bis jetzt nicht nachweislich mit dem an ihm getesteten Präparat «G 22355» in Zusammenhang gebracht werden können, sagt der Mediensprecher des Kantons Appenzell Ausserrhoden, Georg Amstutz. Er war von 2001 bis 2006 Geschäftsführer der Nationalen Ethikkommission NEK-CNE und ist mit der Materie der Medikamententests bestens vertraut.

In der Medienmitteilung vom November 2018 heisst es, dass das heutige Psychiatrische Zentrum AR (PZA) und der Kanton das Thema der Medikamententests weiter im Auge behalten wollten, besonders falls aus den laufenden Forschungen im Thurgau und an anderen Orten neue Dokumente zur damaligen Appenzell Ausserrhodischen Heil- und Pflegeanstalt auftauchen sollten. Über eine weitere Aufarbeitung will der Regierungsrat erneut sprechen, sobald Erkenntnisse aus den Thurgauer Forschungen vorliegen, ein Zugang zum Firmenarchiv Geigy (heute Novartis) gewährt wird oder sich Personen melden, die Teil des Medikamentenversuchs in der Ausserrhoder Heil- und Pflegeanstalt waren.

Novartis will Forschung über Medikamententests vollumfänglich unterstützen

Novartis zeigt sich offen für die Aufarbeitung der Medikamententest in der Schweizer Psychiatrie. «Wir begrüssen den Bericht der vom Kanton Thurgau eingesetzten Historikergruppe», heisst es auf Anfrage beim Basler Pharmakonzern. «Der Bericht enthält detaillierte Informationen zum Umgang mit klinischen Studien in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen von den 1950er-Jahren bis in die frühen 1980er-Jahre. Novartis unterstützte dieses Forschungsprojekt vollumfänglich und machte den Forscherinnen und Forschern alle in den Archiven vorhandenen relevanten Informationen aus dieser Zeit zugänglich. Die Informationen bezogen sich auf verschiedene Vorgängerunternehmen, d. h. Ciba, Geigy, Ciba-Geigy, Sandoz und Wander.»

Harry Rosenbaum, 1951, ist freier Journalist in St.Gallen